

Barbara Kunrath

Schwestern bleiben
wir immer

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage August 2016

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Titelabbildung: © Archive Photos / getty images

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Sabon

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-28842-0

*Wer vor seiner Vergangenheit flieht,
verliert das Rennen.*

(Thomas Stearns Eliot, 1888–1965)

Prolog

Es wird viel gestorben in meiner Familie. Mein Großvater mütterlicherseits starb, bevor ich geboren wurde, seine Frau folgte ihm zehn Jahre später, meine Großeltern väterlicherseits kamen vor mehr als zwanzig Jahren bei einem Autounfall ums Leben, und meine jüngste Tochter Clara starb vor drei Jahren, da war sie acht.

Und jetzt Ines, unsere Mutter. Sie hat *den Löffel abgegeben*, sagte meine Schwester Katja. Diese Aussage beschreibt das Verhältnis zwischen ihr und Ines deutlich. Sie zeugt von Respektlosigkeit, und das trifft die Sache auch, obwohl die Bedeutung einmal eine ganz andere war: Früher, im Mittelalter, bekamen Kleinkinder einen Holzlöffel geschnitzt, und den trugen sie ihr Leben lang als einziges Esswerkzeug mit sich. Erst durch den Tod wurden Löffel und Besitzer voneinander getrennt.

Ines besaß keinen Holzlöffel, es gab nicht viel, wovon man sie hätte trennen können, sie ist für sich gestorben, so wie sie für sich gelebt hat.

Wir haben beide nicht geweint auf ihrer Beerdigung. Vielleicht hätten wir auf der Beerdigung unseres Vaters geweint, aber wir wissen nicht einmal, ob er noch lebt. Obwohl etwas in mir es noch immer hofft.

Es ist, wie es ist

Alexa

Wir schauen uns an, das Grab und ich, und führen einen stummen Dialog.

Aha. Bist du auch mal wieder da?

Tut mir leid.

Ja, ja, tot und vergessen.

Nein. Tot. Nicht vergessen. Ich habe euch zwei Chrysanthemen mitgebracht, seht ihr?

Okay, ich war lange nicht mehr hier. Wann genau, weiß ich nicht mehr, vielleicht vor drei Monaten oder vier, das letzte Mal irgendwann im Frühjahr, es war noch kalt, und ich habe Stiefmütterchen gepflanzt.

Seit Wochen habe ich diesen Besuch vor mir hergeschoben. Weshalb er mir so schwerfällt, kann ich nicht sagen, ich bin eigentlich niemand, der sich vor Aufgaben drückt.

Ich stelle die Chrysanthemen ab und nehme einen tiefen Atemzug. Auf dem erdigen Untergrund vor mir schimmern die Steine. Braune und graue, schwarze und weiße, kleine und große, flache und hohe, kantige und runde: lauter Steine, die Elli im Laufe der vergan-

genen Jahre für ihre Schwester gesammelt hat. Früher kam sie selbst, um sie hier abzulegen, jetzt gibt sie mir die Steine mit. Ich habe auch heute einen in meiner Tasche.

Ich blinzle gegen das sanfte Licht der Sonne, die sich hinter einem dunstigen Nebel versteckt, und atme die frische, klare Morgenluft ein. Es ist früh, noch nicht einmal sieben, um diese Zeit ist hier nichts los. Später wird es heiß sein und die Sonne flirrend, alles wird schal und abgestanden schmecken, und die Besucher werden mit großen, grünen Gießkannen über den Friedhof laufen. Aber dann werde ich nicht mehr hier sein.

Das Nachbargrab sieht besonders böse aus, kein Mensch kümmert sich darum. Da hat sich eine Menge Unkraut ausgebreitet. Es hat viel geregnet in diesem Sommer, aber jetzt, seit ein paar Tagen, knallt die Sonne vom Himmel. Ich entdecke noch ein paar übriggebliebene Stiefmütterchen im taufeuchten Blättermisgewirr, und am linken äußeren Rand kämpfen die letzten Fleißigen Lieschen ums Überleben.

»Da wart ihr wohl nicht fleißig genug, was?«, murmele ich. Eine Locke fällt mir in die Stirn, und ich streiche sie automatisch hinter mein Ohr. Ich habe Unmengen von Haarklammern auf dem Kopf, aber meine Frisur löst sich schon wieder auf. Störrische Locken, hat Ines immer gesagt. So störrisch wie du. So störrisch wie die Pflanzen auf diesem Grab.

Es erinnert mich an den Garten hinter unserem Haus. An wild wachsenden Frauenmantel und Giersch, an wuchernde Brombeeren und Efeu. An eine Wiese, die niemand mähte, an Obstbäume, die niemand schnitt, an Unkraut, das niemand rupfte, und an Kinder, um

die sich niemand kümmerte. Ein ungepflegtes Grab ist eine schlechte Visitenkarte für die ganze Familie.

Ich brauche klare Strukturen. Im Leben wie im Tod. Deshalb ist in meinem Garten alles sauber mit Randsteinen eingefasst. Zugeteilt und gerastert. So sieht man, wo der Rasen aufhört und das Beet beginnt.

Ich wende mich vom Grab ab und laufe langsam und ziellos über den Friedhof, wandere durch Reihen fremder Gräber und lese die Namen fremder Menschen mit unbekanntem Geschichten. Und während ich so von Grabstein zu Grabstein wandere, stellt sich ein wunderbares Gefühl der Zeitlosigkeit ein.

Ich mag die Toten. Ihre ruhige Ergebenheit. Sie hatten alle ihre Geschichten. Vielleicht haben sie sie für immer mit ins Grab genommen, vieles nicht ausgesprochen, Wahrheiten für sich behalten.

Manchmal rede ich mit ihnen. Mit Herrn Hammerschmidt zum Beispiel. Herr Hammerschmidt liegt, vom Eingang aus gesehen, in der dritten Reihe links, Grab Nummer sechs. Er hat ein Einzelgrab, schlicht und nicht bepflanzt. Eine große Grabplatte liegt in der Mitte, drum herum sind graue Steine, in der Ecke steht ein kleines Windlicht. Es wurde lange nicht mehr angezündet.

Ich habe Herrn Hammerschmidt zu Lebzeiten nicht gekannt, aber vor zwei, drei Jahren entdeckte ich, dass er im gleichen Jahr und am gleichen Tag geboren war wie mein Vater. Den kenne ich auch nicht, zumindest kann ich mich kaum an ihn erinnern. Er ging, als ich sieben war. Vielleicht ist er auch tot.

Jedenfalls, wenn ich mit Herrn Hammerschmidt spreche, habe ich das Bild meines Vaters vor Augen.

So, wie er in meiner Erinnerung aussieht. Und das gefällt mir.

»Als ich jung war, gab es so viele Optionen, weißt du?«, erzähle ich ihm. »Ich meine, du weißt doch, wie das ist: Man hat das Gefühl, man muss nur raus hier. Dann ist alles möglich, dann passiert etwas ganz Wunderbares.« *Ich hätte berühmt werden können, einen Bestseller schreiben, besser sein als Katja.* »Und was habe ich? Einen Ehemann, zwei pubertierende Kinder und ein Grab.«

Seine Antworten sind immer sehr leise.

»Du hast recht. Natürlich sollte ich dankbar sein. Ich bin es ja auch. Aber manchmal ... es fühlt sich alles so traurig an.«

Herr Hammerschmidt hat dem nichts entgegenzusetzen.

»Kennst du das auch?«

Er verrät es nicht. »Hattest du Kinder? Und eine Frau? Hast du sie verlassen, als du noch gelebt hast, oder haben sie dich verlassen, als du gestorben bist?«

Ich schließe die Augen und versuche, mich an den Mund meines Vaters zu erinnern. Dem Mund fehlen die Konturen, aber ich höre sein warmes Lachen. Etwas in mir zieht sich schmerzhaft zusammen, und ich kehre Herrn Hammerschmidt den Rücken, ohne mich zu verabschieden.

Auf dem Rückweg gehe ich an der Wasserstelle vorbei und schnappe mir eine Gießkanne.

Als ich wieder am Grab bin, schiebe ich mit ausholenden Bewegungen die Steine zur Seite, hacke den Boden auf und befreie die Erde von allem, was stört. In die Mitte pflanze ich die beiden Chrysanthenen. Sie

sehen etwas verloren aus. So verloren, wie ich mich fühle.

Meine Hände wühlen sich in den feuchten, kühlen Lehm, und ich hebe den Blick. Die Vögel zwitschern, die Blätter rascheln, es riecht nach modriger Erde. Das Gefühl der Zeitlosigkeit verstärkt sich.

Clara Oblental

2001–2010

Ines van Velsing, geb. Hartmann

1947–2013

Enkelkind und Großmutter. Sie sind sich nicht oft begegnet im Leben, aber im Tod sind sie vereint in einem Grab.

Ich starre auf den Grabstein und warte. Nichts passiert. Da ist kein Gefühl, keine Regung, nichts, das mir zeigt, dass die Menschen, die hier liegen, etwas mit mir zu tun hatten. Und immer noch haben. Dabei hätte ich so gern um sie geweint. *Aus und vorbei. Ruhe in Frieden und lass mich in Ruhe.*

Ich sehe sie höhnisch grinsen. Nein. Ines lässt mich nicht in Ruhe. Auch jetzt nicht. Sie war kein schlechter Mensch, sie war nur eine schlechte Mutter. Dafür konnte sie nichts. Bei all der Arbeit und ohne Mann. Ich denke an die Kiste, Ines' Kiste, die seit ihrem Tod unangetastet auf unserem Speicher steht, und nehme den Stein aus meiner Jackentasche. Sachte lege ich ihn zu den anderen.

Mittags sitze ich mit meiner Familie in der Küche beim Essen und fühle mich schlecht. Das kommt vom Besuch auf dem Friedhof, ich kenne das schon. Mein Bauch ist gefüllt mit etwas, das sich nach schwarzer Masse anfühlt und mich ganz matt macht.

Dabei liebe ich diese gemeinsamen Mittagessen, die so selten geworden sind und die ich mit viel Liebe zelebriere. Es kommt nicht mehr sehr oft vor, dass es terminlich für alle zur gleichen Zeit passt. Die Schulzeiten der Kinder sind unterschiedlich, und Martin ist berufsbedingt nur noch selten dabei.

Unsere Gespräche am Tisch verlaufen meist einsilbig. Ich stelle rhetorische Fragen, die rhetorisch beantwortet werden. »Wie war es in der Schule?«, »Wie immer«, »Hast du die Mathearbeit zurück?«, »Wahrscheinlich morgen«.

Dazwischen gibt es lange Pausen, in denen ich meine Familie beobachte. Meine Familie. Ich beobachte, wie Elli den Kopf schüttelt und Zwiebelstücke aus ihrem Essen pickt. Sie hasst Zwiebeln. Mit feingliedrigen Fingern und anmutigen Bewegungen – beides hat sie nicht von mir – sortiert sie ihre Fleischstücke in mager und nicht ganz mager. Dabei fällt ihr das lange, dunkle Haar wie ein seidiger Vorhang vor das engelsgleiche Gesicht. Die aussortierten Stücke legt sie mit einem Grummeln ihrem Vater auf den Teller.

Mein Blick schweift zu Till. Sein Gesicht erinnert nicht an einen Engel, eher an einen Camembert. Es ist zwar freundlich, aber zu blass und zu rund. Für seine dreizehn Jahre ist er schon ziemlich groß, doch es fehlen noch die Konturen. Vor allem fehlen ihm Be-

wegung und frische Luft. Dafür schmeckt ihm immer, was ich koche.

Till ist ein sehr stilles Kind, reden gehört nicht zu seinen Stärken. *Man muss dir jedes Wort aus der Nase ziehen*, sage ich manchmal zu ihm. Wenn es Dialoge in seinem Leben gibt, dann führt er sie mit seinem Lieblingsspielzeug, dem Computer. Vielleicht auch noch mit Paul, seinem besten Freund. Ganz sicher nicht mit mir, seiner Mutter.

»Schling doch nicht so«, mahne ich vergeblich. Seiner Miene kann ich nichts entnehmen, hat er mich überhaupt gehört? Er schaut auf seinen Teller, schlingt weiter, und ich seufze.

Martin schmeckt es auch, ich beobachte, wie er sich gerade den dritten Nachschlag holt. Das macht mich stolz. Das Essen ist mir aber auch wirklich wieder besonders gut gelungen.

Ich gebe mir immer viel Mühe beim Kochen. Alles ist frisch, nichts aus der Dose. Manchmal, ganz selten, hole ich im Supermarkt etwas aus dem Tiefkühlregal, aber nur, wenn es sehr eilt.

Heute gibt es Gulasch, Spätzle und Salat, Martins Lieblingsessen. Das Fleisch ist zart und der Salat knackig. In der Vinaigrette schwimmen Petersilie, Dill und Schnittlauch, alles Kräuter aus unserem Garten. Ihr Aroma steigt mir in die Nase, ich schmecke Dill auf der Zunge.

Um Martin werde ich oft beneidet. Sogar Katja meint, er sei der perfekte Ehemann. Aber ich höre die Ironie in ihrer Stimme. Es ist keineswegs sicher, dass meine Schwester wirklich meint, was sie sagt. Sie verstehen sich nicht sehr gut, Katja und Martin. Sie sind

zwar beide intelligent und beruflich erfolgreich, aber sonst sehr verschieden. Katja ist Journalistin. Impulsiv und lebenslustig. Sie liebt Abenteuer, ist gesellig und irgendwie unstet. Auch was Männer angeht. Sie raucht und trinkt, was Martin unweiblich findet. Aber er ist zu höflich, um ihr das zu sagen.

Als Kind war meine kleine Schwester der wichtigste Mensch in meinem Leben. Sie ist immer noch wichtig, ich liebe sie, das hört nie auf, aber jetzt habe ich Martin und die Kinder. Martin ist wie ein Baum. Verlässlich, ruhig und besonnen. Er ist sehr groß, was mich von Anfang an zu ihm hinzog. Großer Mann mit starker Schulter. Ich bin selbst groß, ein Mann, den ich überragt hätte, wäre für mich nicht in Frage gekommen.

Manchmal staune ich auch heute noch darüber, dass er sich für mich entschieden hat. Früher stand ich immer in Katjas Schatten. Die schöne, kluge Katja. So zart und so hübsch und so mutig. Und so viele Verehrer. Schon mit vierzehn hatte Katja einen Freund, mit dem sie in unserem Garten knutschte. Einmal waren die beiden nackt. Unser Nachbar, er hieß Gebauer und beschwerte sich immer, weil der Samen von unserem Unkraut in seinen Garten flog, hat sie beobachtet. Und ich habe ihn beim Beobachten beobachtet.

Vor Martin hatte ich keinen Freund. In der Schule haben mich die Jungs gehänselt. Mit zwölf war ich 1,72 Meter groß und wog 83 Kilo. Ich fand mich ziemlich fett. Dann kam ich in die Pubertät und habe angefangen abzunehmen.

Jetzt wiege ich 78 Kilo. Das ist bei einer Körpergröße von 1,78 Meter vielleicht noch kein Modelgewicht, aber sehr akzeptabel, wie ich finde.

Manchmal habe ich ein ganz schlechtes Gewissen Katja gegenüber, die keine Familie hat, jedenfalls keine richtige, nur Jonas. Obwohl sie in dieser Hinsicht nichts zu vermissen scheint.

Ich sehe Martin von der Seite an, beobachte, wie er Fleischstück für Fleischstück auf die Gabel spießt und in den Mund steckt. Er kaut und lässt dabei seinen Blick über den Tisch wandern. Alles an ihm ist ruhig und besonnen. Ich liebe seine beherrschte Besonnenheit. Jedenfalls meistens. Manchmal hasse ich sie auch. Diese kalkulierte Sachlichkeit eines Ingenieurs. Und manchmal hasse ich mich selbst, aber das würde ich niemandem sagen, es würde doch keiner verstehen. Ich verstehe es ja selbst nicht.

Früher habe ich mich zwischendurch einfach weggeträumt und bin in fremde, aufregende Rollen geschlüpft. Dabei habe ich immer eine ziemlich gute Figur abgegeben. In jeder Hinsicht.

Ich erinnere mich noch gut, ich war vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, da sagte ein Junge aus meiner Klasse zu mir, ich hätte ein schönes Lächeln. Er war nicht sehr angesagt und gefiel mir auch nicht, aber ich bekam nur selten Komplimente, und deshalb war ich hochofren. Ich stellte mich zu Hause vor den Spiegel und lächelte und versuchte zu sehen, was er sah. Meine Zähne waren ganz passabel, einigermaßen weiß und gleichmäßig, deshalb gewöhnte ich mir an, beim Lächeln meine Oberlippe nach oben zu ziehen, um sie noch besser zur Geltung zu bringen. Und ich fing außerdem an, einen anderen Jungen, einen, der mir gut gefiel, auf diese Weise anzulächeln, wenn ich ihm begegnete. Bis ich hörte, wie er zu seinem Freund

sagte, ich würde ihn immer so dämlich angrinsen, und damit war meine Karriere als Schönheitskönigin schon wieder vorbei, bevor sie richtig begonnen hatte.

»Ich war im Reisebüro«, sagt Martin jetzt und holt mich wieder zurück aus meinem gedanklichen Ausflug in die Vergangenheit.

»Was? Warum?«, frage ich irritiert.

Es sollte keinen Sommerurlaub geben in diesem Jahr. Das hatten wir so besprochen, wegen der Umstrukturierungen in seinem Betrieb. Und ich war froh darüber. Bei Urlauben gehen unsere Vorlieben sehr weit auseinander.

»Es hat jetzt doch noch geklappt. Zwei Wochen«, sagt er.

»Aha, und was genau willst du mir damit sagen?«

»Es ist ein Last-Minute-Angebot. Ich musste mich sofort entscheiden. Der Flug geht nächste Woche am 23.«

»Du hast gebucht?« Die Wut klopft an.

»Ja. Es ist ein toller Club. Viereinhalb Sterne, all-inclusive und ein großer Swimmingpool.«

»Wo?«

»Türkei. Das Meer ist quasi vor der Haustür und sieben – stell dir vor – sieben Tennisplätze direkt auf der Anlage. Das Ganze kostet mit Flug für uns alle nur knapp dreitausend.«

Ich lege das Besteck auf den Teller, bemühe mich um den gleichen ruhigen, sachlichen Ton.

»Kannst du nicht erst einmal mit mir reden, bevor du solche Entscheidungen triffst? Das geht uns schließlich alle an.«

»Ich rede doch gerade mit dir.«

Ein Club-Urlaub. Er weiß genau, dass ich das hasse. Als die Kinder noch klein waren, gut, da war es etwas anderes. Da genügte es, Clara zu entkommen, dem Alltag mit ihr. Aber die Kinder sind nicht mehr klein, und Clara ist tot. Letztes Jahr hatten wir uns im Urlaub, wir waren auf Mallorca, furchtbar gestritten, nachdem Till mit Elli auf einer Strandparty war und anschließend die ganze Nacht Cuba Libre gekotzt hatte.

»Ja. Nachdem du es bereits entschieden hast.« Die Sachlichkeit fängt an, sich zu verabschieden. Mein Tonfall ist ein einziger Vorwurf.

»Ich weiß nicht, was dein Problem ist«, meint Martin. Er greift nach der Schüssel mit Spätzle, sein vierter Nachschlag. Es ärgert mich, dass er noch essen kann, während ich einen Kloß im Magen verspüre.

»Mein Problem ist dein Verhalten. Ich finde es einfach undemokratisch.«

»Mann, jetzt hört doch mal auf mit diesem Scheiß. Das ist ja nicht auszuhalten. Als gäbe es keine anderen Probleme auf der Welt«, fährt Elli dazwischen.

»Was hältst du denn davon?«, fragt Martin.

»Auf mich müsst ihr keine Rücksicht nehmen. Ich fahre sowieso nicht mit.«

»Ach, und warum nicht?«

»Weil ich lieber mein Ding mache.«

»Aha, und was ist dein Ding?«, will ihr Vater wissen.

Jetzt wird's interessant. Ich beobachte die beiden. Sie sind sich sehr ähnlich. Elli zuckt die Achseln und schweigt, aber ich weiß Bescheid. Es ist Robert, denke ich. Ellis neuer Freund.

»Das werden wir noch sehen, mein Fräulein«, meint Martin.

»Was ist denn mit dir?«, frage ich Till.

Till sitzt mit krummem Rücken vor seinem Teller und stopft sich weiter Gabel für Gabel Essen in den Mund. Setz dich gerade hin, würde ich gern sagen, und iss langsam, aber ich sage nichts.

»Wenn ich ein eigenes Zimmer habe und ihr mich in Ruhe lasst, komme ich mit«, murmelt er mit vollem Mund.

»Na super. Dreitausend Euro für eine Tochter, die nicht mitkommt, und einen Sohn, der den ganzen Tag am PC sitzt.« Und für eine Frau, die nicht mitkommen will, füge ich in Gedanken dazu.

Martin steht auf. Er geht zum Kaffeeautomaten und füllt Wasser in den Tank.

»Ich verstehe euch nicht«, sagt er.

Meine Anspannung wird stärker.

»Für mich ist das kein Urlaub«, fahre ich ihn an.

»Aber warum? Du musst dich um nichts und niemanden kümmern. Die Kinder sind groß, ich spiele Tennis, und du kannst tun und lassen, was du willst. Wenn du keine Lust auf Leute hast, bleibst du auf dem Zimmer, wenn du schwimmen willst, gehst du ans Meer oder in den Pool, und wenn du Hunger hast, gehst du in eines der Restaurants. Davon gibt es allein drei in der Anlage, so viel ich gelesen habe«, sagt er.

Und was ist mit uns? Jetzt bin ich richtig wütend. Ich kenne das. Bei anderen kann ich meine Wut beherrschen, aber nicht bei ihm, nicht bei meinem Mann.

»ICH WILL NICHT!«, schreie ich und schiebe meinen Teller zurück.

»Es gibt immer irgendetwas, was du nicht willst«, meint Martin genervt und schaut auf das Display seines Handys.

»Das stimmt doch so nicht«, widerspreche ich und suche fieberhaft nach Beispielen, die diesen Widerspruch belegen.

Er steckt das Handy in die obere Tasche seines Hemdes, setzt sich gelassen wieder hin, und bevor mir etwas Passendes einfällt, wendet er sich mir schon wieder in dieser Art und Weise zu, die ich kenne und fürchte. »Alex, du klinkst dich doch ständig aus«, sagt er in einem Ton, als wäre ich ein kleines Kind. *Ja, schau mal, du kleines Dummerchen.* »Und dann beschwerst du dich, weil wir zu wenig zusammen unternehmen. Wenn ich eine Fahrradtour vorschlage, dann hast du keinen Bock. Deine Zehnerkarte für Tennisstunden liegt seit drei Jahren in der Schreibtischschublade, das Einzige, was ich von dir höre, wenn ich etwas vorschlage, ist, dass du Kopfschmerzen hast, keine Zeit, andere Termine oder dass du schlicht nicht *willst*. Wenn du herausgefunden hast, was du willst, kannst du mir ja Bescheid sagen.« Er schlürft an seinem heißen Espresso. »Nur für den Fall, dass das noch in diesem Leben passiert.«

Die Wut entweicht meinem Körper wie die Luft aus einem löchrigen Ballon. Meine Haltung ist von außen betrachtet noch immer aufrecht und gerade, aber jetzt ist es nur noch das inhaltlose Gerüst meines Körpers, das dort sitzt. Der Rest liegt auf dem Boden und windet sich.

»Ich will das nicht«, wiederhole ich leise und stehe auf.

»Ja, ja, das hatten wir schon«, sagt Martin.

Es nutzt auch gar nichts. Es ist ohnehin zu spät, der Urlaub ist gebucht. Eine Tatsache, die ich nicht mehr ändern kann. Die Masse und der Rauch haben sich verzogen, was bleibt, ist ein großes, dunkles Loch irgendwo in meiner Körpermitte.

Später sitze ich in der Küche und versuche, nicht mehr an Urlaube, tote Familienmitglieder und Schokolade zu denken. Irgendetwas stimmt nicht mit uns, mit Martin und mir. Ich weiß nicht genau, wann es anfing. Manchmal verändert sich etwas in unserem Leben, schleichend, ganz ohne Trommelwirbel und Aufregung, deshalb dauert es unter Umständen sehr lange, bis man etwas bemerkt.

Ich finde keine Schokolade im Küchenschrank und keine im Regal und schnappe mir das Glas mit der Schokocreme. Ich vermeide absichtlich zu zählen, wie oft ich den Löffel hineintauche, auf jeden Fall zu oft, nämlich so lange, bis mein schlechtes Gewissen mich anbrüllt. Schokolade essen ist wie falscher Sex. Es gaukelt einem für einen kurzen Moment ein gutes Gefühl vor, aber kurz danach fühlt man sich umso schlechter. Ich greife nach der Tageszeitung. Besser, ich füttere den Geist und nicht den Bauch. Was gibt es denn Neues in der Welt? Angela Merkel ist die beliebteste Politikerin Deutschlands. Aha. Griechenland steht am wirtschaftlichen Abgrund. Ich lese weitere Schlagzeilen, auch ein oder zwei Berichte, und bemühe mich ganz ehrlich, zu verstehen, was ich da lese. Es funktioniert nicht. Es

kommen nur sinnlos aneinandergereihte Buchstaben bei mir an. Wörter und Sätze ohne Sinn.

Warum fällt es mir immer schwerer, mit Martin zu reden? Und immer leichter, mit ihm zu schweigen? Nein. Ich schweige nicht *mit ihm*. Es ist kein gemeinsames Schweigen. Jeder schweigt für sich allein. Früher war das anders. Früher, vor Clara. Da haben wir viel diskutiert und geredet. Es waren nicht immer freundliche Gespräche, aber freundschaftliche. Kein Krieg, sondern ein Austausch von Meinungen. *Ja, klar, bis du am Ende eingesehen hast, dass er recht hat.*

Warum mündet heute fast jede Diskussion im Streit? Es liegt nicht an ihm, ich bin diejenige, die ihre Wut nicht im Griff hat. Immer poltere ich los, immer aus dem Bauch, anstatt seine sachlichen Argumente erst einmal ruhig anzuhören und abzuwägen.

Wir sind sehr verschieden, aber bei aller Verschiedenheit ist eines klar: Ich liebe meinen Mann. Wir sind uns immer nahe gewesen, in all den Jahren. Ich vertraue ihm, er ist mein Anker. Und darauf kommt es doch an.

Außerdem bewundere ich ihn. In vielen Dingen wäre ich sehr gerne ein bisschen mehr wie er. So strukturiert und so ordentlich, so klar und so bedacht. Seine Haare schneidet er exakt alle drei Wochen, er rasiert sich täglich, und er zieht jeden Tag ein frisches Hemd an. Gegen ihn wirke ich wie ein schlampiges Landei. Ein schlampiges, großes, um nicht zu sagen: ein wuchtiges Landei.

Ich brauche mich nur umzuschauen. Sobald ich einen Raum betrete, hinterlasse ich Spuren. Meine Strickjacke dort auf dem Stuhl, das benutzte Glas auf

der Spüle, die geöffnete, aber noch nicht sortierte Post von heute Morgen auf der Ablage, die unbezahlten Rechnungen vor mir auf dem Tisch. Warum fällt es mir so schwer, den Dingen einen festen Platz zu geben?

»Dein Martin ist ein echter Pedant. Faltet der eigentlich seine Taschentücher nach Benutzung?«, hatte Katja mich einmal nach einer Auseinandersetzung mit Martin gefragt. Wir haben beide gelacht damals, aber es stimmt, es trifft den Kern: Er faltet, ich knülle.

Als ich ihn kennenlernte, war es genau das, was mich so faszinierte. Seine festen Regeln, sein ordentliches Wesen, seine Beständigkeit und Verlässlichkeit, die Ruhe, die er ausstrahlt. Ich fand ihn so *normal*. Er sah wirklich gut aus. Das trifft auch heute noch zu. Und er ist sehr intelligent und kulturinteressiert. Er hat mich mit ins Theater genommen, mein erstes Mal, und später in die Oper. Beides hat mir nicht gefallen, aber ich war tief beeindruckt.

Das Stück hieß »Die Physiker« von Friedrich Dürrenmatt. Es ist nur wenig davon bei mir haften geblieben, nur das, was danach kam, das hat sich eingebrannt.

Es regnete und es war kalt. Ich hatte einen zu dünnen Mantel an und schreckliche Angst wegen Ines. Ihre Stimmungen wechselten von gleichgültig zu streng, im Moment war sie in der strengen Phase. Aber trotzdem nickte ich, als er mich fragte, ob ich noch mit zu ihm gehen möchte, weil kein Taxi zu bekommen war, wir keinen Schirm hatten, sein Apartment gleich um die Ecke lag und ich ihn wollte. Mit jeder Faser meines Herzens.

Ich war vorher schon einmal bei ihm gewesen, und

er hatte mich auch vorher schon einmal geküsst. Aber jetzt war es fast Nacht. Ich wusste, was passieren würde.

Seine Wohnung war klein, es gab nur ein Zimmer. Das Bett war gemacht und der Schreibtisch aufgeräumt. Er nahm meine Hände und küsste mich. Erst auf die Stirn, dann auf den Mund. Ich konnte keine Aufgeregtheit bei ihm erkennen, dafür reichte meine eigene für uns beide. Ich fror noch immer, und ich konnte nicht aufhören zu zittern.

Er holte ein Handtuch und rubbelte meine nassen Locken, die ich am Nachmittag mit sehr viel Aufwand glattgeföhnt hatte. Danach setzte er mich auf seinen Schreibtischstuhl und zog mir die Stiefel aus. Ganz langsam, ohne Eile. Ich zitterte wie Espenlaub. Er nahm meine Hände, zog mich hoch, wir standen uns gegenüber, ganz nah, bis er mich zu seinem Bett schob und dabei begann, meine Bluse aufzuknöpfen.

Ich roch den Duft seines frischbezogenen Betts und den Duft seines Rasierwassers. Alles andere verschwamm.

Er benutzte ein Kondom damals, daran erinnere ich mich, aber das war mir egal. Ich hatte keine Angst davor, schwanger zu werden, ich hatte nur Angst, dass er aufhören würde, sich für mich zu interessieren. Ich befürchtete, ihm nicht zu genügen. Mit meinen ganzen Unzulänglichkeiten. Deshalb habe ich unserer Beziehung auch lange nicht getraut, selbst dann noch, als ich mit Elli schwanger und wir bereits verheiratet waren.

Das schwarze Loch knurrt. Bisher hatte ich Glück. Aber ich bin mir nicht sicher. Ich bin mir nie sicher.

Martin war es übrigens auch, der heiraten wollte. Und Kinder. Und ein Haus bauen. In dieser Reihenfolge. Und er wollte Clara. Obwohl sich schon am Anfang der Schwangerschaft herausstellte, dass es Probleme geben würde. Und obwohl es zu dem Zeitpunkt noch die Möglichkeit gegeben hätte, die Schwangerschaft abubrechen.

Ich schnappe mir den kleinen Stapel Rechnungen und sehe sie durch. Die Belege sind schon vorsortiert. Ich muss lächeln. Mein gewissenhafter Mann.

Ich stelle die Überweisungen aus und bin für ein paar Minuten abgelenkt.

Aber die schweren Gedanken kehren zurück. Sie sind wie schwarzer Teer: Sie kleben und stinken und lassen sich nicht abschütteln.

Ich habe es niemandem gesagt, ich werde es auch niemals irgendjemandem sagen, aber als Clara starb, war ich auch ein bisschen erleichtert. Das ist schrecklich. Ich schäme mich dafür. Mehr als drei Jahre ist es jetzt her, aber der Tag, dieser Tag, hat sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingebrannt: Es war der 12. Mai 2010, ein Tag vor Christi Himmelfahrt.

Begonnen hatte er wie jeder andere auch: aufstehen, Frühstück vorbereiten, Kinder wecken, Schulbrote schmieren, eine Tasse Kaffee trinken, ein Marmeladenbrot essen und dann Clara. Im Gegensatz zu Elli, für die frühes Aufstehen schon immer Höchststrafe war – und bis heute ist –, musste ich Clara nie wecken. Sie zeigte zwar keine Regung, ich konnte nichts lesen in ihren Augen, aber sie schaute mich an, sobald ich den Raum betrat.

Clara wurde mit schwerwiegenden geistigen und

körperlichen Behinderungen geboren. Sie konnte nicht stehen, nicht sitzen, nicht sprechen. Nicht einmal kauen. Ihr Essen musste ich pürieren, trinken konnte sie nur mit Hilfe einer Schnabeltasse. Am schlimmsten waren die Spasmen. Ihr kleiner Körper zuckte wie ein batteriebetriebenes Stofftier kurz vor Stromausfall.

Wir hatten unsere Rituale entwickelt, Clara und ich. Wenn Martin arbeitete und Elli und Till in der Schule waren, gab es nur noch uns beide. Endlose Stunden lang. Füttern, wickeln, waschen, physiotherapeutische Übungen am Vormittag, schlafen, wieder füttern, wieder wickeln, physiotherapeutische Übungen am Nachmittag. Ihr Schluckreflex funktionierte nicht immer, deshalb landete manchmal etwas Brei in ihrer Luftröhre. Dann zuckte sie noch mehr, lief blau an, und ich musste sie hochnehmen. Schlimmstenfalls kopfüber schütteln. Das erforderte gute Nerven. Es war keine Frage von Kraft, Clara war acht, aber sie wog noch nicht einmal 20 Kilo, es war das emotionale Gewicht, das wog. Dieses bange Warten, bis die Röhre wieder Luft durchließ, bis diese schreckliche, tödliche Stille endlich von Gurgeln und Keuchen und Atmen abgelöst wurde. Das brachte mich immer wieder an meine Grenzen.

An diesem Morgen war ich müde, überfordert und ungeduldig. Ich habe sie vielleicht zu stark geschüttelt oder zu lange. Als von den Augen nur noch das Weiße zu sehen war, legte ich sie in stabiler Seitenlage auf das Bett und rief den Notarzt.

Ich wartete. Acht Minuten lang. Ihre Augen waren weit aufgerissen und verdreht, aber sie zuckte nicht.

Der Notarzt kam, und ich wusste: Acht Minuten ohne Sauerstoff, das schafft kein Gehirn. Auch kein gesundes.

Ich fuhr mit ins Krankenhaus, und von unterwegs rief ich Martin an.

Jede Kleinigkeit, die Fahrt, der Warteraum, alles ist noch präsent. Wir saßen vier Stunden dort. Sechs Holzstühle mit blauen, hässlichen Veloursbezügen, ein runder weißer Tisch, übersät mit alten, abgegriffenen Journalen. Der Krankenhausfußboden speckig und aus blauem PVC und die Raufaserwände gelb. An einer Wand hing ein großes abstraktes Bild mit roten Punkten auf grün-blauem Hintergrund, die Fenster hatten rote Aluminiumrahmen, das gleiche Rot wie das der Punkte, und an den Seiten hingen hellgrüne Vorhänge. Der Raum war ungemütlich, kalt und bunt. Als hätte jemand einen Farbeimer darüber ausgeschüttet, um ihn erträglicher zu machen. Oder behaglicher. Auf den Tod zu warten ist nicht behaglich. Ich finde, wenn nur wenige Meter entfernt das eigene Kind stirbt, ist ein kalter, unbehaglicher Raum genau das, was man erträgt.

Das Warten war schrecklich. Draußen schien die warme Frühlingssonne einfach weiter, unverdrossen hell und freundlich, und drinnen war der Tod.

Als der Arzt endlich kam, jung und mit bekümmertem Gesicht, wusste ich, was er sagen würde, schon bevor er den Mund aufmachte. Dass es ihm leidtue, dass man alles versucht habe, aber nichts mehr habe tun können.

Martin weinte und jammerte, und ich hasste ihn dafür, dass er nicht still litt. Ich tat, was man mir sag-

te, nahm das Beileid des Arztes entgegen und tröstete meinen Mann.

Der Arzt führte uns in ein kleines Zimmer. Clara lag in einem Bett an der Wand. Der Körper war zugedeckt, nur der Kopf war zu sehen. Ihr Gesicht war ganz ruhig. Schön und klar. Die Augen waren geschlossen, und die langen Wimpern warfen seidige Schatten auf ihre glatte Haut. Sie sah aus wie ein Engel. Sie war ein Engel. Die Hand war kalt, aber noch nicht starr. Weich und beweglich, nur ohne Leben.

Wir mussten ein Formular unterschreiben. *Todeszeitpunkt: 12. Mai 2010, 14.57 Uhr* stand darauf.

Später, als wir nach Hause kamen, stand Elli mit verweinten Augen in der Tür. Und Ines in der Diele. Wir schauten uns an, bis meine Mutter den Blick senkte und nach dem Autoschlüssel auf der Kommode griff.

Ellis Weinen und Martins tröstliches Gemurmel. Ich spürte die dumpfe Übelkeit noch vor den Kopfschmerzen und ging hoch, um nach Till zu sehen.

Es dauerte Wochen, bis ich begriff, dass Clara wirklich tot war.

Bis heute kann ich nicht darüber reden. Über Clara nicht und nicht über ihren Tod. Ich schäme mich, weil ich glaube, ich hätte es verhindern können. Und weil ich so erleichtert war, dass ich es nicht getan habe.

Martin wollte reden damals. Abends im Bett fühlte ich seine große, warme Hand, die sich unter meine Decke wühlte und mich zu streicheln begann. Ich schloss die Augen. Ich wollte seine Tränen nicht sehen, seinen todtraurigen Blick. Und ich wollte seine Hand nicht. Sie traf auf Starre. Und irgendwann auf unverhohlene Abneigung.

Ich wusste, dass es ihn kränkte, und einige Male versuchte ich es. Ich bemühte mich ehrlich, meinen Widerwillen zu überwinden, aber es funktionierte nicht. Es war wie das Betreten eines verminten gefährlichen Terrains. Explosiv und unberechenbar. Es machte mir Angst. Und die Angst war stärker als das Bemühen.

Von draußen höre ich Stimmen. Elli ist gekommen, und sie ist nicht allein. Sie hat Robert mitgebracht. Ich stehe auf. Unschlüssig und ziellos. *Kaffeetasse wegräumen, Rechnungen abheften, Strickjacke an Haken*, sagt mein Kopf. *Du kannst mich mal*, sagt mein Bauch.

Ich hasse solche Nachmittage. Diese Unruhe im Bauch und die dunklen Gedanken im Kopf.

Vielleicht sollte ich wieder arbeiten. Seit Ellis Geburt bin ich zu Hause, und das ist siebzehn Jahre her. Vorher war ich Grundschullehrerin. Ich war es nicht gerne, und ich war auch nicht gut darin. Ich habe mich oft überfordert gefühlt. Natürlich waren nicht alle Kinder schwierig, aber schon ein auffälliges Kind in der Klasse brachte alles durcheinander. Warum ich ausgerechnet Lehrerin wurde, ist im Nachhinein schwer zu sagen. Meine Schulzeit war ein Desaster, vielleicht wollte ich Kindern wie mir helfen. Ich neige hin und wieder zu fruchtlosen, ideologischen Ideen.

Ich gehe ins Wohnzimmer. Hier herrscht Ordnung. Zumindest für diesen Moment steht oder liegt alles am richtigen Platz: die Leinenkissen auf der dunkelbraunen Sitzgruppe, der helle Florteppich auf dem gewachsenen Parkett, die frisch gefüllte Obstschale auf dem antiken, schweren Buffet neben dem Kamin. Die

Zeitungen sind weggeräumt, kein aufgeschlagenes Buch, keine abgestellte Tasse und kein Staub.

Die Luft ist klamm, ich öffne das Fenster. Es hat geregnet, und ich rieche den Duft der Vergänglichkeit, diesen leicht modrigen Geruch. Der Garten blüht, jetzt, im Spätsommer dominieren Sonnenhut, Rosen und Astern. Noch ist alles üppig und bunt, aber schon bald werden die Bäume ihre Blätter verlieren, ich werde die letzten verblühten Blumen abschneiden, und der Garten wird sein Gesicht verändern. Ich wünschte, ich könnte die Uhr noch einmal zurückdrehen auf Sommerbeginn.

Nebenan herrscht reges Treiben. Das Nachbarhaus wurde verkauft, und jetzt ziehen neue Besitzer ein. Ich höre die Möbelpacker, die sich rüde Anweisungen zubrüllen, und sehe einen freundlich aussehenden Mann, der versucht zu schlichten. Unser neuer Nachbar? Ich hoffe, er ist nett. Die Vorbesitzer waren ein älteres, streitsüchtiges Ehepaar. Sie wohnen jetzt bei ihrer Tochter in Nürnberg. Ich kenne die Frau nicht, aber sie hat mein volles Mitgefühl.

Ein kalter Wind streift meinen Arm, ich mache das Fenster fröstelnd wieder zu.

Mein Blick fällt auf das Klavier, und ich öffne den Deckel, um ein paar Tasten anzuschlagen. Erst mit zwei Fingern der rechten Hand, dann mit beiden Händen. Aus den Tönen werden Akkorde. Ich summe zu *Yesterday* von den Beatles, werde mutiger und versuche eine Arabeske von Debussy. Es geht schief. Ich verspiele mich, versuche es noch einmal, verspiele mich wieder.

Elli schaut ins Zimmer. »Ich gehe gleich«, sagt sie.

Im Flur steht Robert und grüßt. Er wirkt nett, der Freund meiner Tochter. Es ist mir peinlich, dass er meine missglückten Versuche gehört hat. Elli schließt die Tür, ich den Klavierdeckel. Wieder laufe ich zum Fenster. Auf der Fensterbank strampelt ein kleiner Käfer um sein Leben. Er liegt auf dem Rücken und schafft es aus eigener Kraft nicht, sich aus seiner misslichen Lage zu befreien. Mir fällt die Kiste wieder ein. Ines' Kiste. Behutsam schiebe ich ein Stück Papier unter den kleinen Insektenkörper und drehe ihn um.

* * *

Es war Krebs. Als ich von ihrer Krankheit erfuhr, war es zu spät. *Nicht mehr therapierbar*, hatte der Arzt gesagt. Alle Anzeichen der Krankheit in den Monaten vor ihrem Tod hatte Ines kleingeredet. *Ich gehe auf die siebzig zu, da zwickt es schon mal hier und da. Das ist in meinem Alter nichts Besonderes*. Vielleicht habe ich auch nur das gehört, was ich hören wollte.

Alles, was Ines zurückgelassen hatte, passte in eine kleine Kiste. Nicht viel für 66 Jahre Leben. Bisher konnte ich mich nicht dazu entschließen, mir den Inhalt anzuschauen. Auch nicht, sie einfach wegzuworfen. Aber ich weiß, solange sie auf dem Speicher steht, wird sie mir keine Ruhe lassen.

Es hat nichts mit ihrem Tod zu tun, nur mit ihrem Leben. Der Tod macht mir keine Angst. Er begegnet einem von Zeit zu Zeit. Letzten Monat zum Beispiel, da starb Frau Bergmann, unsere Nachbarin. Sie war sehr alt, fast dreiundneunzig, und sie war krank. Es